In freier Stunde

◆ Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt" ◆

Nr. 245. Posen, den 24. Oktober 1928. 2. Jahrg.

Copyright by Carl Duncker, Berlin.

Zu neuen Ufern.

Ein Film- und Rundfunk-Zukunftsroman
von Felix Neumann.

14. Fortsetzung. (Nachdruck verboten.)

Wer war der Täter?

Lautlos wurde die Schiebetür geöffnet, Fräulein Agathe, flink und geschmeidig wie immer, trat ein.

„Herr — Geheimrat — —?"

„Ich höre, daß Fräulein Vermehren zur Ruhe gegangen ist —"

„Ja — gnädiges Fräulein war noch sehr angegriffen! Der Arzt hat ein Schlafmittel verordnet, das stark wirkte. Gnädiges Fräulein schläft fest —!"

Biblis nickte mechanisch.

War das nun Wahrheit? Es konnte stimmen! Oder wollte Jutta es unter allen Umständen vermeiden, ihn heute zu sprechen!

Dann forschte er vorsichtig weiter: „Ueber Mittag muß es besser gegangen sein, ich erfuhr, daß Fräulein Vermehren eine Ausfahrt machte — —!"

Unauffällig musterte der Geheimrat die Zofe, deren Antlitz unbeweglich wie immer war.

„Jawohl — es war schönes Wetter —"

„Wielange dauerte die Fahrt?"

Agathe zuckte die Achseln.

„Genau weiß ich es nicht, Herr Geheimrat. Ich war selbst längere Zeit fort zur Schneiderin — —!"

Nun holte Biblis das Zeitungsblatt hervor, faltete es langsam auseinander und glättete es.

Dann reichte er es, ohne ein Wort dazu zu sagen, der Zofe.

Agathes graue Augen huschten wie Mäuse flüchtig über das Papier.

Die Zunge spielte an den Lippen.

Sie gab das Extrablatt zurück: „Wie unangenehm!"

Der Geheimrat beugte sich vor: „Sie — wußten noch nichts davon?"

Die Zofe schüttelte das Köpfchen.

„Und auch Fräulein Vermehren — ist — noch ohne Kenntnis —?"

„Gott, Herr Geheimrat! Wir wissen gar nicht, wo uns seit gestern der Kopf steht. Die Hauptsache ist doch, daß das gnädige Fräulein bald wieder singen kann —"

Biblis erhob sich.

Er fühlte sich vollkommen geschlagen.

Anstatt Verwirrung, Aufregung, hysterisches Lügen anzutreffen, begegnete er Gleichgültigkeit und Kühle!

Nein — er taugte nicht zum Detektiv!

Der Angriff mit dem Extrablatt war ganz erfolglos!

„Bestellen Sie Fräulein Vermehren meine Grüße, und ich lasse morgen mittag um Nachricht bitten — —!"

Agathe lächelte.

„Gnädiges Fräulein hat heute nachmittag angerufen; Herr Geheimrat hat sich aber weder in Rangsdorf, noch im Bureau gemeldet!"

Erstaunt blickte Biblis auf.

Also hat sie doch die Verbindung mit ihm gesucht!

„Ich war in einer wichtigen Besprechung und später in der Volksoper!"

Als er nach Rangsdorf fuhr, war er um nichts klüger und glaubte vor einem Rätsel zu stehen.

Der folgende Tag brachte das, was nach der Lage der Dinge unvermeidlich war, die Katastrophe an der Börse!

Schon aus der Frühpresse konnte man ersehen, welche ungeheure Aufregung durch die Oeffentlichkeit ging.

In spaltenlangen Artikeln mit monumentalen Ueberschriften wurde der „Fall Reuth" kriminalistisch und rein menschlich behandelt.

Der Kampf des Genies gegen die Torheit und Mißgunst der Umwelt.

Eine Kriegserklärung auf dem Balkan hätte nicht aufwühlender wirken und die Gemüter mehr in Bewegung setzen können als diese Affäre, hinter der man die größten Intrigen witterte.

Sorgsam alles registrierend, fügten die Berichterstatter mosaikartig die Vorkommnisse der letzten Tage aneinander.

Zuerst die Veröffentlichung der Sensationsnachricht selbst, die der Welt die Kunde brachte, daß die Uebertragung von Bild und Wort gelungen sei.

Dann die dramatische Unterbrechung der Opernaufführung bei der Uebertragung und die Erkrankung der Vermehren!

Am Tage darauf die Vertragsverhandlungen zwischen dem Bühnentrust und dem Ingenieur und gleichzeitig die Zerstörung des Senders durch unbekannte Hand.

Dazu das Eingreifen der Behörden!

Das gab den Anguren der Presse willkommene Gelegenheit für allerhand Prophezeiungen.

Je nach der Einstellung der Blätter argwöhnte, vermutete, kalkulierte man!

Eine Frage aber beherrschte vor allen anderen die Situation: Cui bono? —

Wer hatte Nutzen von dieser gemeinen Tat?

Ernst Reuths Erfindung war seit achtundvierzig Stunden so populär geworden, daß man den Mann und sein Werk nicht mehr als irgendeine interessante Sonderangelegenheit betrachtete; nein die gesamte Oeffentlichkeit reklamierte diese geniale Persönlichkeit für sich! Hatte doch dieser Ingenieur mit seinem „Heimtheater" den deutschen Namen wieder einmal als Pionier der Kultur siegreich durch die ganze Welt getragen!

Von St. Franzisko bis nach Jokohama horchte man auf!

Und — nun dieser Rückschlag!

Cui bono? Bei Verfolgung der Spur der Uebeltäter war der Kernpunkt: Es konnten nur Persönlichkeiten in Betracht kommen, die wirtschaftliche oder ideelle Schädigungen durch Reuths Erfindung befürchteten.

Wo saßen die?

Und aus dem Gefühl heraus, daß der „Bühnentrust" dieser Sozialisierung der Kunst, wie sie der Meister zu schaffen im Begriff war, feindlich gegenüberstehen müsse, prasselten Verdächtigungen und Anklagen, Andeutungen

und spitze Bemerkungen auf den „Norddeutschen Bankkonzern“ als den Besitzer des Trusts nieder.

Die vornehmen Organe schlugen nicht gleich mit Knüppeln drein, wenn auch ihre Auslassungen nichts an Deutlichkeit zu wünschen übrig ließen. die Boulevardblätter aber gingen schon so weit, Namen zu nennen, und Biblis und Heinersdorf wurden mitten in den Skandal hineingezerrt.

Am meisten Aufsehen jedoch erregte ein Artikel des Dr. Gregorius, in dem er klipp und klar nachwies, daß die „Heimbühne“ Reuths und der weitere Ausbau der Erfindung den Untergang des Theaters „von heute“ und eine ganz neue Kunstära bringe!

Der „Norddeutsche Bankkonzern“ hatte die Absicht, eine Kapitalsvermehrung großen Stils vorzunehmen, um den geldlichen Anforderungen gewachsen zu sein, die die Uebernahme von 15 Bühnenhäusern stellte.

Dazu gehörte in erster Linie das Vertrauen der Oeffentlichkeit.

Als der Makler Corbach daheim die Frühzeitungen las, schüttelte es ihn vor Entsetzen.

„Teufel, Teufel,“ murmelte er, „gut, daß ich zufällig keine Aktien des „Bankkonzerns“ habe! — Das kann ein böser Reinfall werden, armer Biblis!“

Und der alte Routinier, der seit mehr als zwanzig Jahren zur Börse ging, behielt recht! —

Um sich auf alles vorzubereiten und die notwendigen Vorkehrungen zu treffen, berief in den frühen Vormittagsstunden der Geheimrat die Börsenvertreter zu sich und gab ihnen beruhigende Erklärungen! Es sei alles vorgesehen, um bei größerem Angebot das herauskommende Material aufzunehmen und den Kurs zu halten.

Biblis kannte Herrn von Huhn.

Wenn dieser Börsenmann erst einmal in einer Aktion warm wurde, zeigte er sich großzügig, ja fast waghalsig in der Wahl der Mittel.

Die Presse, und ganz besonders das „Allgemeine Tageblatt“, schufen eine Atmosphäre, die durch Gegenerklärungen gereinigt werden mußte.

So beauftragte denn Biblis seine Vertreter, durch ihr ganzes Auftreten und durch geflissentlich verbreitete Aeußerungen das erschütterte Vertrauen zum „Bühnentrust“ und „Bankkonzern“, zwei Namen, die gar nicht mehr voneinander zu trennen waren, wieder herzustellen.

Die Börsenvoraussagen der Vormittagsblätter und des Rundfunks enthielten sehr widerspruchsvolle Angaben.

Es war dies ein Zeichen, daß man im Dunkeln tappte und die Kräfte, die den Gegnern zur Verfügung standen, noch nicht zu übersehen vermochte.

Vielfach aber las man von einem beabsichtigten Großangriff auf den Kursstand der Aktien des „Norddeutschen Bankkonzerns“.

Biblis war also genug gewarnt und unterschätzte die Gefahren, die ihm drohten, als richtiger Feldherr durchaus nicht!

Die Vorbörse blieb noch einigermaßen reserviert.

Dafür war die Stimmung in der Burgstraße bereits recht erregt.

In heftigem Meinungsaustausch platzten für und wider die Ansichten der gewiegtesten Börsianer aufeinander.

Biblis war klug genug, sich einstweilen im Hintergrunde zu halten und von seinem Arbeitszimmer aus, also fern dem Schlachtfeld, die Dinge zu dirigieren.

Vermittels Radio war er dauernd mit Maklern und Börsenvertretern verbunden.

Zu den ersten Kursen kam schon ein so starkes, unerwartet umfangreiches Angebot in Aktien des Konzerns, daß die Börsenvertreter zögerten, auch nur den größten Teil aufzunehmen.

Es gelang dann mit Hilfe der Kulisse, den Kurs um 10 Prozent niedriger zu halten, so daß er einstweilen auf 198 verblieb.

Aber es ließ sich nicht leugnen, daß die Gesamttendenz der Börse durch diesen Kursrückgang doch erheblich geschwächt und nervös war.

Jetzt griff Biblis ein und gab Befehl, um weitere flüssige Mittel zu gewinnen, Millionenposten anderer im Portefeuille befindlichen Aktienwerte zu jedem Kurs zu verkaufen.

Nun war die Katastrophe nicht mehr aufzuhalten.

Ein Débâcle kam!

Zwar wurde vorübergehend das Interesse vom Markt der „Norddeutschen Bankkonzern-Aktien“ auf die anderen Hauptmärkte abgezogen, dann aber nahte der entscheidende Augenblick.

Um ein Uhr mittags stieg plötzlich der Vertrauensmakler des Herrn von Huhn mit noch zwei anderen Maklern auf den Tisch seiner Schranke und brüllte: „Ich gebe jeden Posten Norddeutsche Bankkonzern zu 203 —!“

Um die Schranke bildete sich ein wüster Haufen.

Der Tumult steigerte sich von Minute zu Minute.

Man gewann den Eindruck, als ob die ganze Börse zu diesem Markte strömte.

Und Corbach und den Börsenvertretern des Bankkonzerns schien der Markt völlig aus der Hand geglitten zu sein.

Inzwischen hatte man den Geheimrat benachrichtigt, der in sein bereitstehendes Auto sprang und in rasendem Tempo zur Börse jagte.

Sofort bei seinem Eintreffen, das begreiflicherweise wie eine Sensation wirkte und die Stimmung zur Siedehitze trieb, gab Biblis seinen Vertretern Anweisung, jeden Posten der „Norddeutschen Bankkonzern-Aktien“ zum ersten Kurse zu kaufen.

Freunde umringten den Geheimrat und warnten ihn, er aber war entschlossen, den Kampf nicht aufzugeben.

So hielt er in der Zuversicht, diesen schwarzen Tag zu überstehen, an seinen Befehlen fest.

Die anderen Aktien, die man nur zum halbierten Kurs verkaufen konnte, ergaben zu wenig Erlös, um den Vorstoß zu parieren.

Der Kurs sank dauernd und hatte um zwei Uhr den Stand von 170 erreicht.

Als der Diener durch den Saal ging, um das Ende der Börse durch seine Glocke anzukünden, bedurfte es noch einer langen Zeit, bis die Erregung sich legte und die Massen dem Ausgang zuströmten.

Zertrümmerte Börsenschranken, umgeworfene Stühle bildeten die äußeren Zeichen dieses wildbewegten Tages.

Wenn auch Biblis schwere Verluste davontrug, so gab es doch noch gewiegte Finanzmänner, die an eine Wiederholung glaubten, sofern es dem „Bankkonzern“ gelinge, auf irgendeine Weise die moralische Schlappe auszugleichen! —

Als Corbach völlig erschöpft auf die Straße trat, umringten ihn verschiedene Freunde und bestürmten ihn mit Fragen.

Wie geistesabwesend blickte er sich um und fuhr sich über die schweißbedeckte Stirn.

„Sowas habe ich selten erlebt —“

Stimmen schwirrten durcheinander.

Der Makler lächelte: „Herrschaften, Ruhe! Die Biblissche Eiche fällt nicht auf den ersten Streich! Der Huhn unterschätzt die Kraft des Gegners — —!“

Einer der Herren, der selbst stark beim Trust engagiert war, rief aufgeregt: „Und — morgen? Wie wird es da?“

Corbach [illegible] beschwichtigend die Hände.

„Bis morgen ist noch lange Zeit! Bis dahin lassen wir neue Reserven aufmarschieren — —“

Und wieder tönte es zurück: „Ja — sind denn die Spekulanten ganz verrückt geworden? Lohnt sich denn dieses wahnwitzige Manöver? Das mag ja eine epochale Sache sein, die der Reuth schuf, aber um sich ihretwegen gegenseitig zu ruinieren — —“

(Fortsetzung folgt.)

Auf Freiersfüßen.

Von Franz Friedrich Oberhauser.

Der Knopfdrechslergehilfe Jakob Fennerle bereitete sich langsam für den längst versprochenen Sonntagsbesuch bei der Färbermeisterwitwe Mathilde Stubbs vor. Er wog alles Für und Wider dieses Besuches ab, denn er konnte für sein Junggesellenleben von großer Bedeutung sein. Erstens war es eine Art Freiung und zweitens hatte ihn die rechtschaffene und stattliche Frau Stubbs sozusagen in ihr Herz geschlossen. Jakob sah sich schon als behäbigen Ehemann im warmen Nest. Eine solche Heirat hatte einen gewissen Wert. Es schien also alles in Ordnung zu sein und Jakob schritt in den warmen Sonnentag hinein, langsam, ein wenig behäbig.

Im Hausflur kam ihm das Fräulein Käthchen entgegen, eine Nichte seines Meisters. Das Fräulein Käthe war sehr sauber und hübsch, es trug eine weiße Bluse, einen Sommerrock, lichte Strümpfe, hatte ein schönes Fußwerk und . . . ja . . . das Fräulein Käthe lud den Jakob kurzerhand mit lachendem Gesicht zu einem kleinen Dominospielchen für diesen Abend ein. Natürlich nahm Jakob an. Beide gingen dann mitsammen die Straße hinauf, und plötzlich erinnerte sich Jakob an den Besuch, er nahm Abschied und stand bald darauf vor dem grüngestrichenen Zaun des Gartens, ging in das Haus der Frau Mathilde Stubbs, wurde freundlich empfangen und saß in der alten behaglichen Stube mit den lichtgebeizten Möbeln, den weißen Vorhängen, die mit kleinen Röslein verziert waren. Anna, die ältere Tochter der Frau Stubbs, schwang sich auf seine Knie. Er sagte: „Du hast die schönsten Haare, die ich je gesehen!"

„Die hab' ich von der Mutter!" erwiderte Anna.

Karoline, die jüngere, ward ein wenig eifersüchtig und drängte Anna fort. Und sagte: „Ach, meine weißen Zähne, und meine Nase, Herr Fennerle, wie gefallen Ihnen diese?"

Daraufhin sah sich Jakob die weißen Zähne und die Nase an und meinte, sie seien ebensoschön, wie er schönere kaum jemals gesehen.

„Aber die hab' ich vom Vater!" sagte Karoline stolz.

Es wurde still. Es war jene Stille, die vor großen Ereignissen einzutreten pflegt, deshalb ging Frau Stubbs in die Küche, den Kaffee und das Backwerk zu holen. Anna sagte unterdessen: „Herr Fennerle, so spitze Knie wie Sie hat mein Vater nicht gehabt . . ."

Jakob gab keine Antwort. Er bemerkte plötzlich, wie die vielen Pfeifen auf dem alten Pfeifenständer höhnisch grinsten. Er hörte auch ein Grammophon heiser singen und sah den Kanarienvogel in seinem Bauer schlafen. Er wurde ein wenig müde. Vielleicht machte dies der alte Duft in der bürgerlichen Stube, es lag die Luft eines behaglichen Lebens hier, des Lebens, das langsam stille wird und in ruhige behäbige Bahnen kommt. Es wirkte auf Jakob sanft ein und er bekam Lust, auf dem alten, eingedrückten Diwan ein Nachmittagsschläfchen zu machen.

Da brachte Frau Mathilde den Kaffee und das Backwerk. Wenn die Frau Stubbs den Jakob ansah, bewegte sich sein Adamsapfel heftig auf und nieder. Kaffee und Backwerk schmeckten ihm gar nicht, obwohl er sich darauf gefreut hatte. Die Mädchen wurden in den Garten geschickt, die Spatzen von den Salatbeeten zu jagen. Frau Stubbs wollte Sicherheit haben. Die Uhr tickte laut. Die Pfeifenköpfe wurden immer unverschämter.

Wie ungeschickt, wie unbeholfen man sein konnte! Frau Mathilde sprach auch nicht viel. Sie sprach vom Geschäft, das einen neuen Herrn dringend brauchte, sie sprach von der Wäsche, die in Ordnung sei, von den Zimmern und schließlich vom Sparkassenbuch. Sie sprach ein Wörtlein von der Einsamkeit. Aber dem Freier entglitten diese Worte alle wie Düfte eines müden Rosenstrauches. Es tat ihm ein wenig wohl, aber es weckte nichts in ihm, keinen Eifer, keinen Beifall, keinen Wunsch, keinen Traum. Es fehlte etwas. Er sah sie an. Aber er fragte nicht, wieviel die Frau Mathilde über die Vierzig hinaus war, er nahm sich zusammen, die schöne Lage zu überblicken, aber immer kam der Gedanke vom Verschenken seiner Jugend dazwischen. O, diese höhnischen Pfeifenköpfe. Und der Kanarienvogel, der noch immer schlief! Er kam auf die Möbel, auf den alten Glanz, auf den müden Duft . . . und es fiel ihm das Wörtlein „altern" ein. Das Wort blieb. Seine Jugend lockte beständig. Er faßte sich. Als er zu reden begann, hatte seine Stimme keinen Klang: „Freilich, die Zeiten sind miserabel, ich bin jung und unerfahren . . . das Knopfdrechseln, freilich, das geht aus dem ff — Frau Stubbs aber . . . ob ich zu einer so ernsten Sache tauge . . ."

„Nur Mut! Herr Fennerle, lieber Herr Fennerle, ich schätze Sie sehr, Sie sind ein rechtschaffener Arbeiter. Sie wissen es . . ."

Jakob aber überhörte ihre Reden . . . er sah . . . ja, er sah ihre flanellene Bluse und da fiel ihm ganz merkwürdig die weiße Sommerbluse des Fräulein Käthchen ein, von der Bluse kam er auf den Rock, auf das hübsche Fußwerk, und wieder zurück zu den hellen lachenden Augen und den jungen Mund; auf die Einladung zum Dominospiel und auf die kleine Mädchenhand . . . Er sah verstohlen auf die Uhr. Wenn er nur schon fort wäre. Er begann zu reden, aber die Frau Stubbs erwiderte ihm kraftvoll. Die Uhr tickte lauter, das Grammophon hörte er auch wieder.

Da kam der Augenblick der Entscheidung. Frau Stubbs sah den Jakob Fennerle mit einem großen Blick an. Sie ließ ihm Zeit. Aber Jakob brauchte keine Zeit, er wußte selbst nicht, woher er den Mut nahm, was er sagte . . . aber er redete: „Mit meinen zweiunddreißig Jahren, Frau Stubbs, ich bin ungeschickt, ich hab' auch nichts erspart, wissen Sie, . . . aber wenn Sie ein wenig warten wollen . . . ich meine, wenn Sie . . . ja . . . Frau Stubbs, ich will sagen . . . lassen Sie sich durch mich nicht aufhalten, schauen Sie . . ."

Und da, in diesem Augenblicke . . . er wird es nie vergessen, da stand die rechtschaffene Frau Stubbs plötzlich auf und hieb auf den Tisch, daß die Kaffeeschalen ein klirrendes Duett sangen, der Kanarienvogel aus seinem Schlummer emporfuhr und die Pfeifenköpfe zu grinsen aufhörten.

„Nein, . . . Herr . . . Herr Fennerle, aufhalten laß' ich mich nicht, ich bin eine Geschäftsfrau, wissen Sie, und entschuldigen Sie, von Ihnen laß ich mich schon gar nicht aufhalten und nun . . . entschuldigen Sie, Herr Fennerle, . . . kommen Sie gut nach Hause!"

Jakob tanzte der Adamsapfel wieder heftig auf und nieder. Die Uhr tickte jetzt ganz laut, sieh an, die alten dummen Pfeifenköpfe grinsten gar nicht mehr, ei, und der Kanarienvogel sah mit schiefen Köpflein auf ihn herab. Flüchtig roch Jakob noch den Färbertopf, warf einen Blick in die alte Stube mit den sanftglänzenden Möbeln, reichte der Frau Mathilde die Hand, drückte die ihre kaum merklich und war schon auf der Straße . . . rannte wie ein der Freiheit Wiedergegebener dahin.

Ein fröhliches Lied auf den Lippen, lief er dem Hause seines Meisters zu, mit leichtem, frohlockendem Herzen, mit beschwingter Seele und seliger Erwartung voll, stracks in die Arme des kleinen hübschen Fräulein Käthe . . .

Klabund:

Man soll in keiner Stadt....

Man soll in keiner Stadt länger bleiben als ein halbes Jahr.
Wenn man weiß, wie sie wurde und war,
Wenn man die Männer hat weinen sehen,
Und die Frauen lachen,
Soll man von dannen gehen,
Neue Städte zu bewachen.

Läßt man Freunde und Geliebte zurück,
Wandert die Stadt mit einem als ein ewiges Glück.
Meine Lippen singen zuweilen
Lieder, die ich in ihr gelernt.
Meine Sohlen eilen,
Unter einem Himmel, der auch sie besternt.

*

(Mit besonderer Genehmigung des F. M. Spaeth-Verlages, Berlin' den „Gedichten" von Klabund entnommen.)

Rund um den Erdball.

Der eine macht's, der andre belacht's.

(Nachdruck verboten.)

Große Aufregung in London.

Dieser Tage erschien in einem der elegantesten Speiserestaurants von London-City ein Herr in mittleren Jahren, in der Hand ein Kotelett, das zwar paniert, doch noch ungebraten war. Er verlangte den Weg nach der Küche zu wissen, stieg die drei Stufen hinab und bat den Oberkoch um eine Pfanne und einen Platz auf dem Herd. Fett zum Braten habe er selber mitgebracht, zog es auch in einer Tüte aus der Tasche. Man geriet in einige Verwirrung, der Geschäftsführer wurde gerufen, Mägde, Köche, Kellner versammelten sich und versuchten dem Manne klarzumachen, daß er entweder ein Kotelett bestellen und bezahlen oder sich das Ding zu Hause braten müsse. Vergebens! Er ließ sich nicht abweisen, schwang die Pfanne und wollte an den Herd, so daß man den fraglos Verrückten mit Gewalt aus Küche und Haus entfernen mußte. Doch schon nach einer halben Stunde war er wieder da in Begleitung von zwei Polizisten und einem Rechtsanwalt, der das Gesetzbuch aufschlug und dem erstaunten Geschäftsführer daraus einen Paragraphen vorlas, laut dem „jeder englische Bürger das Recht hat, die Küche jedes Restaurants unentgeltlich zu benutzen", falls er die Naturalien mitbringe. Das Gesetz stammt aus dem Jahre 1473 und ist inzwischen nicht außer Kraft gesetzt worden, daher noch gültig. Die Absicht des Kotelettbraters, der Regierung klarzumachen, daß derartige Bestimmungen endlich einmal kassiert werden müssen, dürfte gelungen sein, einstweilen aber befinden sich die Londoner Gastwirte in begreiflicher Aufregung.

*

Das unsittliche Familienbad.

Als sich die Untersekunda des Gymnasiums zu X. kürzlich versammelte, erschien der Ordinarius mit hochrotem Kopf, und er-

klärte, er müsse zu seinem Leidwesen den Schüler Bertram mit einer Stunde Arrest bestrafen, weil er ihn am vergangenen Nachmittag im Familienbad gesehen habe. Auf die erstaunte Frage, was das mit einer Stunde Arrest zu tun habe, behauptete der sittenstrenge Ordinarius, das Betreten des Familienbades sei unsittlich, solange man sich noch in Untersekunda befinde.

Die Eltern des Knaben traten den Gang zu dem Lehrer an und teilten ihm in nicht gerade sanften Worten mit, daß sie ebenfalls im Familienbad gewesen seien und ihren Jungen mitgenommen hätten, worauf die Stunde Arrest zurückgezogen wurde, jedoch nur unter der Bedingung, daß der Schüler diesen „Ort der Unsitte" nicht wieder betrete. Es scheint, als ob jener Ordinarius das Familienbad selber nur zu dem Zweck aufsuche, um seine Schüler dort zu „ertappen"; daß man dort auch baden kann, weiß er wohl noch nicht.

*

Das Geschäft im Gefängnis.

Die besten Witze kommen aus Amerika, aber nicht aus den Witzblättern, sondern aus den Nachrichten des Tages. Ist das nicht eine feine Geschichte mit dem Bürgermeister John Gillis aus New Burport? Der hatte seine Gemeinde gebeten, sie möge ihm die Konzession für einen Benzinhandel geben, was verweigert wurde. Da ging Mister Gillis hin, und handelte ohne Konzession. Also mußte man ihn ins Gefängnis sperren, für zwei Monate. Da aber Gefangene jeden Handel ohne Konzession betreiben dürfen, hat Gillis seinen „Laden" im Gefängnis aufgeschlagen, und jeden Tag muß der Torwärter zwanzigmal öffnen, um die Wagen einzulassen, die bei dem Bürgermeister auffüllen wollen. Da man ihn aber nicht abgesetzt hat, bekam er auch ein Telephon in die Zelle gelegt und führt die Amtsgeschäfte von diesen vier Wänden aus. Bei größeren Empfängen holt man den Bürgermeister aus dem Gefängnis, setzt ihm einen Zylinder auf, läßt ihn seine Rede halten und geleitet ihn unter Bedeckung zurück. Das ist noch Romantik!

*

Neuyorker Menschenfresser.

Unsere Völkerkundler behaupten immer, Kannibalen gebe es nur noch in Zentralafrika, in Melanesien (Neuguinea bis Fidschi-Inseln) und Australien. Was sagt man hingegen zu dieser Annonce, die am 28. August 1928 in der „Neuyorker Staatszeitung" erschienen ist?

„Besitzerin eines Ladens sucht fleißige Stütze zum Kochen und Beaufsichtigen ihrer zwei Knaben."

*

Schlanke Linie unrentabel.

Vor einem englischen Scheidungsgericht zu Leicester erschien als Beklagter der Ehemann Childrin, als Vertreter der klagenden Ehefrau deren Anwalt. Ueber die Scheidung selbst war man sich bald im reinen, doch konnte über die Rente, welche der Mann seiner Frau zu zahlen habe, keine Einigung erzielt werden. Da schlug der Anwalt vor, Mister Childrin möge monatlich für jedes Pfund, das seine Frau wiege, zwei Schillinge bezahlen. Der Mann rechnete nach: 118 Pfund wog sie, machte 236 Schillinge, das konnte er zahlen. Und er willigte ein. Als aber Frau Childrin, die während der Ehe mit ihrem Manne auf seinen Wunsch gehungert hatte, um die schlanke Linie einzuhalten, eintrat, prallte er zurück. In den vier Monaten der Trennung hatte sie sich keinen Zwang mehr auferlegt, und als sie unter Assistenz des Gerichtshofs die Wage bestieg, zeigte diese 186 Pfund und kein Gramm weniger an. Trotz dieser Gewichtszunahme machte sie einen sehr vergnügten Eindruck; denn nun bekommt sie monatlich 372 Schillinge. Davon kann man schon leben.

*

Sie suchen sich ihren Gatten selber.

Eine junge Dame aus Washington, die seit Jahren vergebens nach dem richtigen Manne Umschau hielt, inserierte in einer Zeitung, sie habe die Absicht, eine Fahrt durch ganz Amerika zu machen und alle Männer so lange zu prüfen, bis sie den richtigen gefunden habe. Damit die Fahrt nicht zu langweilig werde, biete sie die drei anderen Plätze in ihrem Auto drei Damen an, welche den gleichen Wunsch hegten wie sie. Zweitausend Angebote liefen ein, gleichzeitig aber derart viele — Heiratsangebote von jungen, hübschen und reichen Männern, daß die junge Dame und die von ihr auserwählten Gefährtinnen gar nicht zur Abfahrt kamen. Vielmehr sind sie jetzt nach verschiedenen Richtungen abgefahren, jede in einem Wagen, jede an der Seite eines Mannes, dessen sie sich vorher auf dem Standesamt fürs Leben versicherten. Cubert.

Begnadigung.

Man hat in Riga einen zum Tode Verurteilten begnadigt. Ein Akt der Humanität? Oder sprachen besondere Gründe dafür? Es ist schwer, über diesen Fall ein Urteil zu fällen. Wo beginnt hier die Humanität und wo hört sie auf? Was für Gründe können es sein, die zwingen, einen zum Tode Verurteilten zu begnadigen? Es sind besondere Gründe, ganz besondere. Der Lepraforscher Sniker hat sich den Verurteilten gegriffen, geht mit ihm zum Staatspräsidenten und sagt: ich bin der Lepraforscher Sniker und das ist der Mörder X, der zum Tode Verurteilte, nach dem kein Hahn kräht, dessen Tod auch niemand bedauern wird. Hier aber, Herr Staatspräsident, beginnt mein Ersuchen, den Mörder zu begnadigen. Er ist zum Strang verurteilt worden, was nützt aber sein Tod der Menschheit? Die Menschheit ist nur von einem Gesetzesübertreter befreit worden. Und hier, noch einmal, Herr Staatspräsident, richte ich mein Ersuchen an Sie, den zum Strang Verurteilten freizulassen. Wenn er Sühne leisten soll, muß sein Tod der Menschheit nützlich sein. Hängen wir ihn diesmal also nicht an den Galgen, sondern impfen wir ihn mit Lepra!

Das ungefähr ist der Tatbestand. Und was Lepra ist, wird wohl jeder wissen. Lepra ist ein furchtbarer Tod, ein Aussatz, ein langsames Verfaulen, ein qualvolles Zugrundegehen. Lepra ist schlimmer als der Tod. Das ist die Begnadigung des Verurteilten. Der Professor will den Mann mit Lepra impfen und zu heilen versuchen. Der Begnadigte ist also ein Versuchsobjekt der ärztlichen Wissenschaft, und diese Versuche können Ergebnisse in der Lepraforschung erbringen, die vielen anderen Leprakranken einmal von Segen sein können. Gewiß! Der Tod dieses Mannes durch Lepra ist für die Menschheit also nützlicher als sein Tod durch den Strick.

Entspricht diese Begnadigung unseren Humanitätsgesetzen? Möchten Sie einen Menschen so begnadigen? Möchten Sie, bitte, so begnadigt werden, wenn Sie die Wahl hätten zwischen Strick und Lepra?

■ Aus aller Welt. ■

Ueberproduktion an Intellektuellen. Die Ueberproduktion an Intellektuellen hat in Deutschland große Ausdehnung angenommen. Dies beweisen folgende Zahlen: Die Zahl der Universitätsstudenten betrug 1914, 1920 und 1926 60 748 bzw. 86 581 und 58 867. An den technischen Hochschulen waren 1914 12 458 Studenten gegen 22 634 im Jahre 1926, an den Landwirtschaftlichen Hochschulen im Jahre 1914 2667 gegen 4460 im Jahre 1926. Was das Frauenstudium betrifft, so wird gemeldet, daß die Zahl der weiblichen Studenten an den Universitäten von 4057 im Jahre 1914 auf 6766 im Jahre 1926 gestiegen ist, auf den technischen Hochschulen von 78 im Jahre 1914 auf 381 im Jahre 1926.

Das höchste Gebäude der Welt. Seit 1912 hat das Woolworth-Haus in Neuyork den Rekord als das höchste Haus der Erde gehalten. Es hat 60 Etagen und ist 792 Fuß hoch. Nun wird dieses Gebäude einen Konkurrenten bekommen. Ein bekannter Neuyorker Bauherr, der frühere Senator Reynolds, führt an der Ecke der 43. Straße und der Lexington-Avenue in Neuyork einen Wolkenkratzer auf, der 67 Etagen haben, 808 Fuß hoch sein und eine Grundfläche von 900 000 Quadratfuß (gegen 450 000 Quadratfuß des Woolworth-Hauses) haben wird. Der neue Wolkenkratzer wird 14 Millionen Dollar kosten. Die erste Hypothek beträgt 7½ Millionen und wird mit 6 Prozent verzinst. Von der obersten Plattform wird man auf drei Staaten blicken können: auf Neuyork, Neu-Jersey und Connecticut.

Indiens merkwürdige Sprachen. In Bombay hat kürzlich der englische Sprachgelehrte Sir George Grinson ein Werk über die sprachlichen Verhältnisse Indiens veröffentlicht. Er führt als besondere Merkwürdigkeit eine indische Sprache an, die weder Zeitnoch Nennworte besitzt. „Es gibt ferner Sprachen," schreibt Sir George Grinson, „deren Phonetik kaum mehr als einige hundert Worte ergibt und die nicht einmal die einfachsten Ausdrücke für Erscheinungen des täglichen Lebens besitzen. Wieder andere weisen einen gewaltigen Wortschatz mit einer Fülle sehr differenzierter Bedeutungsmöglichkeiten auf. Einige Sprachen Indiens besitzen grammatikalisch die denkbar einfachste und naivste Synthese, während hingegen die grammatischen Systeme anderer so sorgfältig ausgebaut sind wie beispielsweise das Lateinische oder das Griechische.

Was kostet eine Reise zur Sonne? Es muß noch immer viele Menschen geben, die nicht wissen, wie sie die Zeit totschlagen sollen, auch in Amerika! So hat im Lande der unbegrenzten Möglichkeiten ein kluger Mann ausgerechnet, daß eine Fahrkarte von der Erde bis zur Sonne 930 000 Dollar kosten würde.

Der bestrafte Bürgermeister. Big-Bill Thompson, der Bürgermeister von Chicago, ist zu einem Schadenersatz von 1 Million Dollars verurteilt worden. Diese Summe hat er der Stadt zurückzuerstatten. Es handelt sich bei dem Geld um zu hohe Gebühren, die im Laufe der letzten 10 Jahre die Bausachverständigen der Stadt erhalten haben. Dafür ist er verantwortlich und haftbar. Interessant ist, daß dem Herrn Thompson trotz seines Vergehens und der hohen Strafe in keiner Weise irgendwelche amtlichen Beschränkungen auferlegt worden sind.

■ Fröhliche Ecke. ■

Recht schmeichelhaft. Mädchen (zum heimkehrenden Maler): „Ach, gnä' Herr, der Gerichtsvollzieher war hier! Alles hat er gepfändet, die Staffelei, die Farben, die Leinwand — sogar Ihren alten Schlafrock —, nur die Bilder nicht!"

Uebertrumpft. „Ein herrliches Heilmittel," sagte der Hausierer. „Wenn Sie Ihrem Hund den Schwanz abhacken und die Wunde damit bestreichen, so ist in drei oder vier Stunden der Schwanz wieder nachgewachsen." — „Das genügt nicht," sagte Herr Mall. „Ich brauche ein Mittel etwa so: Wenn ich damit den abgehackten Hundeschwanz bestreiche, so muß innerhalb drei oder vier Stunden ein neuer Hund daran gewachsen sein . . ."

Eindeutig. Max fragt den Grossisten: „Können Sie mir noch fünftausend Meter von derselben Qualität liefern? — „Gewiß, aber erst, wenn Sie die alten Rechnungen bezahlt haben!" — „Solange kann ich nicht warten," entfernt sich Max.